



Glaubenssachen

Sonntag, 10. September 2023, 08.40 Uhr

Die Kritik in Kultur und Religion
Über ein bleibendes Recht und das Ende des Kritikerpapstes
Von Johann Hinrich Claussen

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Es war ein Schock für viele in der Branche, als der Chef-Filmkritiker der New York Times plötzlich ankündigte, er wolle aufhören. Wie bitte, der berühmteste Filmkritiker der Welt gibt seinen Traumjob bei der wunderbarsten Zeitung der Welt auf? Er war eine unangefochtene Autorität, verehrt von vielen, in maximaler Freiheit durfte er seiner Lebensleidenschaft nachgehen, nämlich ins Kino gehen, Festivals besuchen, berühmte Menschen treffen und darüber schreiben. Das wirft man doch nicht einfach weg. Aber A.O. Scott hatte es sich gut überlegt. Lange war die Entscheidung in ihm gereift, viele schmerzliche Erfahrungen in sie eingeflossen. So wurde die schockierende Nachricht vom Rücktritt des Kritikerpapstes aus New York zum Indiz für die fundamentale Krise der Kritik heute.

Angetreten war Scott mit dem Wunsch, cineastische Entdeckungen zu machen. Überraschendes, Anregendes und Anrührendes wollte er aufspüren und seine Leserschaft ermuntern, sich von Bisher-Nicht-Gesehenem herausfordern zu lassen. So hatte er zwanzig Jahre lang sein kritisches Geschäft betrieben, viel Schönes erlebt, eine innige Beziehung zu seiner Leserschaft aufgebaut und sich als Meinungsmacht etabliert. Doch musste Scott in den letzten Jahren erleben, wie sich die Grundlagen seines Glücks in erschreckender Geschwindigkeit auflösten. Unabhängige Autoren-Regisseure erhielten immer weniger Chancen. Ein Arthouse-Kino nach dem anderen wurde geschlossen. Um zu überleben, zeigten Kinos fast nur noch Blockbuster, vor allem Superhelden-Filme, die keine individuellen Kunstwerke sind, sondern Markenprodukte mit hohem Wiedererkennungswert. Das einzige Kriterium, das man an sie anlegen kann, ist die Liebe oder Abneigung ihrer Fans, also ihr kommerzieller Erfolg oder Misserfolg. Kritisch zu betrachten, bedenken und beurteilen gibt es hier nichts. Dieser Verlust an Relevanz wurde durch die Streaming-Plattformen verstärkt. Dort beobachten Algorithmen, was man sieht, und berechnen daraus, was sie einem als nächstes empfehlen, damit man auf der Plattform bleibt. „Was soll ich hier noch?“, fragte sich Scott und gab sich selbst die Antwort: „Ich werde nicht mehr gebraucht.“ Man kann diese Einsicht nachvollziehen. Aber ob Scott klug beraten war, ins Ressort der Literaturkritik zu wechseln? Dort sieht es keineswegs besser aus. Man muss nur die ausgedünnten Feuilletons zur Hand nehmen. Die kritische Besprechung von Büchern findet dort immer weniger statt. Wenn ein Buch überhaupt noch zum Thema wird, dann nur weil es eine Geschichte darüber zu erzählen gibt, zum Beispiel weil eine prominente Person es geschrieben hat oder weil es Teil einer empörungsträchtigen Debatte ist. Mit Literatur hat das nichts zu tun.

Nun mag man sagen, dass der Tod der Figur des Kritikerpapstes nicht nur zu betrauern ist. Man kann darin auch einen demokratischen Fortschritt sehen. Nicht mehr eine Handvoll elitärer Feuilleton-Redakteure dekretiert, was zu sehen, hören und lesen ist. Sie wurden abgelöst von einer unüberschaubaren Zahl von Laien, die in digitalen Medien ihre Schwarmintelligenz entfalten. Aber ist das, was in Blogs, Posts und Online-Kommentaren geschieht, wirklich Kritik, also die informierte und reflektierte, über lange Zeit hin eingeübte, sorgfältig ausformulierte Kunst der Unterscheidung? Ist es nicht viel eher ein Verlust für die Kunst – mehr noch, für die demokratische Kultur insgesamt, wenn die Kritik einen solch dramatischen Niedergang erleidet.

Deshalb wirkte es so verrückt, als Anfang dieses Jahres ein Tanz-Regisseur nach einer Premiere in Hannover eine Kritikerin mit Hundekot angriff. Das war nicht nur eine gewalttätige Entgleisung, also schlicht eine Straftat, sondern auch ein Beleg mangelnden Urteilsvermögens. Denn wogegen der Regisseur sich in seinem Wahn zu wehren meinte, gibt es schon längst nicht mehr, nämlich die Macht einer Kritikerin, mit einem Zeitungsartikel einen Künstler zu vernichten. Im Gegenteil, weil heute fast nichts mehr rezensiert wird, sollte man als Künstler auch für Verrisse dankbar sein.

Um zu verstehen, was beim gegenwärtigen Niedergang der Kritik auf dem Spiel steht, hilft es, an ihren Anfang zurückzukehren. Für Immanuel Kant war „Kritik“ gleichbedeutend mit „Aufklärung“. Und unter „Aufklärung“ verstand er bekanntlich den „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Dieser Exodus erfordere den Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, und gründe auf der Freiheit, kritische Auffassungen öffentlich zu vertreten. In diesem Sinne bezeichnete Kant seine Epoche als „das eigentliche Zeitalter der Kritik“. Dabei war ihm wichtig, dass jeder Mensch zum Kritiker berufen sei.

Sein Zeitgenosse Christoph Michael Wieland variierte und ergänzte diese Gedanken. Für ihn begann Aufklärung, „sobald Licht gebracht wird“, denn dann „klären sich die Sachen auf, werden sichtbar und können voneinander unterschieden werden.“ Aufklärung ist also Kritik, das heißt Erkennen und Differenzieren. Das können nicht alle leisten, weshalb ein eigener Berufsstand nötig ist, der Kompetenz und Zeit mitbringt, nämlich Publizisten, wie er selbst einer war. Damit diese öffentlich wirksam werden können, müssen technische und wirtschaftliche Voraussetzungen gegeben sein: Vor allem braucht es, so Wieland, „Buchdruckerpressen“, einen funktionierenden Buchmarkt und eine lebendige Presselandschaft. Von hier aus versteht man, was an dem Niedergang der ehemaligen Leitmedien so gefährlich ist: Ohne kritische Publizistik gibt es keine aufgeklärte Kultur.

Ein zentrales Anliegen von Wieland – wie von Kant – war, dass nichts von öffentlicher Kritik ausgenommen wird. Zu seiner Zeit, also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, war die entscheidende Frage, ob auch die christliche Religion kritisiert werden dürfe. Hier verkündete Wieland, „ist der freie Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlichen Meinung, jedes menschlichen Glaubens, eines von den unverlierbaren Rechten der Menschheit, die uns niemand, ohne das größte aller Verbrechen zu begehen, rauben kann.“

Dies war ihm auch deshalb so wichtig, weil ihm Phasen religiös motivierter Gewalt noch genau vor Augen standen: „Können wir beim Überblick des unermesslichen Elends, das durch Intoleranz, hierarchische Tyrannei, fanatischen Neuerungs- und Empörungsggeist, wütenden Eifer teils aus wirklicher religiöser Leidenschaft, teils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden ist, einen auffallenderen, einleuchtenderen Beweis verlangen, wie unendlich viel der menschlichen Gesellschaft dran gelegen sei, durch die möglichste Reinigung und Simplifizierung der Religion auch der bloßen Möglichkeit zuvorzukommen, dass wir oder unsere Nachkommen solche Greuel, solche Unmenschlichkeiten, solche Teufeleien um Gottes willen wieder erleben können?“

Um die Gesellschaft vor religiöser Gewalt und klerikalem Machtmissbrauch zu schützen und wirklich ein Zeitalter der Aufklärung und der Humanität einzuläuten, brauche es die öffentliche Kritik der Religion. Diese aber, so Wieland, sollte im Tonfall gemäßigt

bleiben: „So trage jeder seine Meinung oder seinen Widerspruch mit seinen Gründen, bescheiden und gelassen vor, ohne den zu verunglimpfen oder zu verspotten, der vernünftige Gründe zu haben glaubt, anders zu denken“ oder – so ist zu ergänzen – anders zu glauben.

Aufklärung und Kritik müssen aber nicht nur von außen an die christliche Religion herangetragen werden. Denn es liegt in ihrem ureigensten Interesse, sich von inhaltlicher Verdrehung, frömmelnder Geschäftemacherei, klerikalem Machtmissbrauch oder politischer Funktionalisierung zu befreien, damit sie selbst bleiben und einen Beitrag zur Humanisierung der Gesellschaft leisten kann. Deshalb gibt es, bei Lichte betrachtet, keinen theologischen Grund, warum ausgerechnet die christliche Religion nicht in der Öffentlichkeit kritisiert werden dürfte – im Gegenteil. Religionskritik ist nichts, was man als religiöser Mensch abwehren sollte. Sie muss Teil der eigenen religiösen Lebenspraxis sein. Glaubenssachen auch im Licht des eigenen Verstandes zu betrachten, sie zu unterscheiden, sich ein Urteil über sie zu bilden, dieses öffentlich zur Diskussion zu stellen, um dann gute Anteile zu fördern und schlechte auszuschneiden, das ist nichts, was man externen religionskritischen Publizisten wie Wieland überlassen sollte. Denn all dies zu tun, ist wesentlicher Bestandteil dessen, was man die „Freiheit eines Christenmenschen“ nennt.

Das hat der aufgeklärte Protestantismus, der sich von Kant inspirieren ließ, nicht erfunden. Schon die Propheten des Alten Testaments sahen sich herausgefordert, wahre von falscher Prophetie zu unterscheiden. Denn sie standen in erbitterter Konkurrenz zu denen, die sich zwar als Botschafter Gottes ausgaben, aber nur sagten, was Obrigkeit und Volk hören wollten, während sie selbst meinten, allein das Wort Gottes zu verkündigen, obwohl ihnen dies schwere Nachteile brachte. Auch Jesus von Nazareth war nicht so konfliktscheu, dass er alles hätte nebeneinander stehen lassen wollen. Er sagte von sich, dass er „das Schwert“ bringe – nicht in einem dinglichen Sinne, als ob er physische Gewalt hätte anwenden wollen, sondern weil er Wahrheit und Lüge, Göttliches und Nur-Menschliches, Lebensdienliches und Lebensfeindliches mit unbestechlicher Schärfe voneinander trennen wollte. Wobei das entscheidende Kriterium für seine öffentliche Aufklärung und Kritik der Religion das Doppelgebot der Liebe war. In seiner Nachfolge wagte Paulus, den wichtigsten Apostel, Petrus höchstpersönlich, in aller Offenheit vor der Gemeinde zu kritisieren, weil dieser an der Gültigkeit der Tora für die frühe Christenheit festhielt. Dadurch sah Paulus die Freiheit des Evangeliums bedroht. Diese religionskritische Linie von den Propheten über Jesus zu Paulus ließe sich als ein zentraler Strang durch die gesamte Christentums-geschichte weiterverfolgen, bis heute.

Doch wenn nicht alles täuscht, befindet sich gegenwärtig auch die Religionskritik in einer Krise. Dabei ist sie immer noch unverzichtbar. Es bleibt für Christenmenschen und andere Menschen guten Willens notwendig, auch das religiöse Leben kritisch aufzuklären, Licht in die Sache zu bringen, Helles und Dunkles wahrzunehmen und zu unterscheiden, sich in einem offenen Gespräch ein Urteil zu bilden, um dann Problematisches zu reformieren oder abzustellen. Allerdings hat Kritik nicht immer recht, sie kann auch ungerecht, verleumderisch und zerstörerisch sein, weshalb sie sich selbst kritisch befragen lassen muss: Was sind ihre Argumente, welche Interessen verfolgt sie, sind ihre Urteile im Wortsinn „gebildet“? Nicht jede Kritik kann den Anspruch erheben, Aufklärung zu befördern.

Als Theologe erlebt man es häufig – bei jeder dritten oder vierten Abendeinladung, wenn man so unvorsichtig war, die eigene Profession preiszugeben –, dass man mit erheblicher Kritik konfrontiert wird. Schnell werden bekannte Stichworte aus der Gewaltgeschichte des Christentums aufgezählt: Kreuzzüge, Hexenverfolgung, Antijudaismus, Mission und Kolonialismus, Kollaboration mit dem Nationalsozialismus, sexualisierte Gewalt. Sofort fühlt man sich in eine Verteidigungshaltung gedrängt, leicht erliegt man dann der Versuchung, abzumildern oder zu relativieren. Dabei müsste einem keiner der genannten Kritikpunkte von außen gesagt werden. Als Christenmensch ist man von selbst dazu verpflichtet, sich in ein aufgeklärtes Verhältnis zur Geschichte der eigenen religiösen Tradition zu setzen. Glauben heißt immer auch, Glaubensgeschichte aufarbeiten. Und als Christenmensch schleppt man ziemlich viel Christentumsgeschichte mit sich herum.

Auch das ist nicht neu. Schon Reformatoren haben sich dafür eingesetzt, dass über Glaubensfragen nur mit Worten und nicht mit physischer Gewalt gestritten werden darf. Aufgeklärte Protestanten haben sich für Toleranz und die Trennung von Staat und Kirche eingesetzt. In der Nachkriegstheologie wurde nach Wegen gesucht, sich zu demokratisieren und ein anderes Verhältnis zum Judentum zu entwickeln. In den 1970er Jahren wurde Mission durch Partnerschaftsarbeit und Entwicklungshilfe ersetzt. In dieser Linie stehen schließlich die gegenwärtigen Bemühungen um die Prävention sexualisierter Gewalt in der Kirche. All dies sind selbstverständliche Schwerpunkte der theologischen Arbeit und für viele in der evangelischen Kirche religiös-existentielle Herzensanliegen. Man wird mit ihnen nicht fertig. Die Kritik von außen bleibt notwendig, damit man nicht erlahmt.

So weit, so sinnvoll. Es begegnen einem aber auch problematische Formen der Christentumskritik. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass ohne größere Sachkenntnis oder auch nur thematische Neugier das Christentum pauschal moralisch entwertet wird. 2.000 Jahre Christentumsgeschichte werden auf eine Gewaltgeschichte reduziert. Das ist nicht nur unfair, weil anderes nicht gesehen wird. Es ist auch destruktiv, weil in dieser Perspektive Veränderungen zum Besseren kategorisch ausgeschlossen werden. Nun mögen alle den christlichen Glauben ablehnen, die es wollen. Doch sollten sie folgende drei Aspekte bedenken, wenn sie sich öffentlich über ihn äußern. Erstens sind die Kriterien, mit denen sie das Christentum kritisieren, zumeist selbst christlich geprägt: das Ideal einer macht- und gewaltlosen Religion, die Bedeutung der Gewissensfreiheit, die Pflicht zur Menschlichkeit, die Ethik des Mitleids, die Solidarität mit den Opfern von Gewalt – all dies ist in einer Gesellschaft nicht einfach da, sondern hat tiefe Wurzeln. Nicht wenige davon sind nicht nur, aber auch christlich. Wer also das Christentum kritisiert, bezieht sich dabei – bewusst oder unbewusst – auf dieses Erbe. Zweitens sollte man sich – wie stets im Leben – vor allzu gewaltigen Generalisierungen hüten. Die Politologin Saba-Nur Cheema, Mitverfasserin einer Studie über Muslimfeindlichkeit, hat in einem Interview dieses gesagt: „Religionskritik ist natürlich legitim. Die Kritik an theologischen Grundsätzen und Deutungen im Islam gehört in einem religiös pluralen Zusammenleben dazu. Wenn allerdings Religionskritik pauschal eine Religionsgemeinschaft verurteilt und unter Generalverdacht stellt, den Islam zur alleinigen Ursache von bestimmten gesellschaftlichen Missständen erklärt, dann handelt es sich nicht mehr um aufgeklärte Religionskritik.“ Das ist präzise formuliert. Man sollte nur ergänzen, dass dies auch bei der Kritik des Christentums Beachtung

verdiente. Denn sonst würde die berechtigte – ja, notwendige Kritik zu einer Form der Diffamierung. Eine nur polemische, nichtaufgeklärte Religionskritik aber wäre ein Zeichen säkularer Intoleranz.

Und drittens – auch dies ist nicht nur in der Religionskritik unerlässlich – sollte man, wenn man andere kritisiert, immer auch über sich selbst nachdenken. Dient meine Kritik der Aufklärung oder nur meinem Überlegenheitsgefühl? Will ich etwas verstehen und zum Besseren verändern oder mich nur mal über andere Leute empören? Bedenke ich eigene Schuldanteile, Versuchungen und Abgründe mit, wenn ich auf die Schuldgeschichten anderer hinweise? Sehe ich also nur den Balken im Auge des anderen oder auch die Splitter in meinen eigenen Augen? Auch dies ist ein christlicher Grundsatz, der in der Religionskritik hilfreich ist.

Werden diese drei Aspekte bedacht, dann kann Religionskritik gelingen und eine aufgeklärte Gesprächskultur begründen, in der religiöse wie nicht-religiöse Menschen jeweils das vortragen können, was sie unbedingt angeht – im Guten wie im Schlechten. Das wären Gespräche, in denen nicht die einen die anderen zum Schweigen bringen; wo nicht die einen auf der Richterbank sitzen und die anderen nicht von der Anklagebank herunterkommen; wo alle aus der Geschichte lernen und eine bessere Gegenwart gestalten. Solch ein kritisches und konstruktives Gespräch täte der evangelischen Kirche gut, aber auch der demokratischen Kultur insgesamt. Nur – diese Frage stellt sich immer dringlicher – an welchem publizistischen Ort könnte solch ein Gespräch stattfinden? Viele ehemalige Leitmedien fallen aus. Es fällt einem eigentlich nur noch das öffentlich-rechtliche Radio ein.

Zum Schluss: Das Christentum ist am Ende das, was man selbst aus ihm macht, was man vor sich selbst und anderen verantworten kann. Dabei darf man sich an folgenden uralten Ratschlägen orientieren. Sie finden sich am Ende des Neuen Testaments im 1. Petrusbrief und werden hier leicht abgewandelt und auf die Fragestellung dieser „Glaubenssache“ angepasst wiedergegeben:

„Seid menschenfreundlich, geschwisterlich, barmherzig, demütig. Vergeltet nicht Böses mit Bösem. Antwortet auf ungerechte Kritik nicht mit ungerechter Gegenkritik. Segnet diejenigen, die euch kritisieren. Denn wer das Leben liebt und gute Tage sehen will, hüte seine Zunge, damit sie nichts Böses redet, und achte auf seine Lippen, dass sie niemanden betrügen. Wendet euch ab vom Bösen und tut Gutes. Sucht den Frieden und jagt ihm nach. Denn Gottes Augen schauen auf die Gerechten, seine Ohren hören ihr Gebet. Niemand kann euch schaden, wenn ihr nur selbst dem Guten nachfolgt. Solltet ihr Unrecht leiden müssen um der Gerechtigkeit willen, seid ihr selig. Fürchtet euch nicht vor harter oder unfairer Kritik. Konzentriert euch lieber darauf, dass Jesus Christus in euren Herzen wohnt. Seid stets bereit, Rede und Antwort zu stehen, Verantwortung gegenüber jedermann zu übernehmen, der euch auffordert, Rechenschaft über euren Glauben zu geben – und zwar mit Sanftmut und Respekt.“

* * *

Zum Autor:

Dr. theol. Johann Hinrich Claussen, seit Februar 2016 Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland, vorher Hauptpastor St. Nikolai Hamburg